



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman : Übersetzung von
Mathilde Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unmittelbares Betonen der innerlichen Absicht sind Merkmale deutscher Art. Das bestätigt in dieser Ausstellung nicht nur Hodler, der Schweizer, sondern auch Hans Thoma, dessen innere Absicht ja Ausdruck der Empfindung ist, bestätigt ein unbekannter Maler Oswald Galle, der mit deutschem Sinn gefühlt hat, wie schön nackte Jünglingsleiber und blonde Köpfe gegen eine grüne Wiese und eine graue Luft stehen, bestätigt ein ebenso unbekannter Waltherr Klemm, der die charakteristischen Silhouetten von Schlittschuhläufern von hellem Eise sich abheben sah. Solche Erscheinungen geben die Hoffnung, daß die gesunde deutsche Art der Kunstübung sich ununterbrochen erneut, auch wenn die Kunstmode Frankreichs ihre Herrschaft ausübt.

Ebensoviel Verwirrung der Begriffe wie in der Malerei zeigt sich in der Plastik. Archaische Bestrebungen, falsche Französelei wechseln miteinander ab. Die beiden delikaten Frauenbüsten von Fritz Klimsch, eine im Motiv fein gefühlte riesige Halbfigur einer Schlafenden von Engelmann, ein Relief von Kolbe und ein kühner, aber in der Ausführung billiger Versuch Abikers, die Überraschung der badenden Susanna auszudrücken, sind alles, was ernsthaft Beachtung in der Ausstellung verdient. Daß sie trotzdem nicht die schlechteste ist, welche die Berliner Sezession gemacht hat, dürfte dieser Bericht beweisen. Möchte es nicht die letzte gewesen sein, möchten die produktiven Kräfte in der Sezession zusammenhalten, möchten sie bestrebt sein, der zwecklosen Ausländerei des jungen Geschlechts einen Niegel vorzuschieben, und ihren Plan, die solide künstlerische Arbeit hochzuhalten, durchführen können. Denn der ernsthaft arbeitende Mensch hält es unter seiner Würde, jeder Mode nachzulaufen, und so wird auf dem Boden ehrlicher Arbeit ganz von selbst aufwachsen, was die Herzen ersehnen: eine gute und starke deutsche Kunst.



13)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Des Pfarrers Gesicht war weiß wie das weiße Messgewand. Und abgemagert wie das eines Toten. Die Augen brannten groß und starr zu der Decke der Kirche empor. Seine Stimme zitterte, und statt die Messe zu verrichten, verlas er den Text aus der Bibel.

Auf der Kanzel stand er ebenso — die Augen erhoben. Und seine Predigt war still und leise — mit großen Pausen, als kämpfe er mit dem Weinen.

Da waren viele Abendmahls Gäste und mehrere Taufen. Und der Pfarrer vollzog die Geschäfte mit Ruhe und Freundlichkeit wie immer. Am Nachmittag kamen auch viele Leute zu ihm ins Haus. Er sprach mit ihnen allen und jeder erledigte sein Anliegen.

Aber unter sich schüttelten sie den Kopf. Das war offenbar ein furchtbares Erlebnis für den Pfarrer gewesen, — so auf dem Bootskiel zu reiten! Es war, als sei etwas in ihm geknickt, gebrochen.

In der folgenden Woche reiste der Pfarrer nach Kjelnsås. Dann nach Tennö. Er waltete seines Amtes wie vorher. Aber überall hinterließ er den Eindruck: daß etwas in ihm geknickt sei!

Und es war ja eine Tatsache, die oft gesehen und bekannt war, daß es Leute gab, die durch einen Schiffbruch fürs Leben gezeichnet waren!

In die Tiefe des Abgrunds war er hinabgestürzt. Er schwankte umher in dem schwarzen Grabe und kratzte vergebens an den Wänden: Er kam nicht hinaus. Er sah nicht einmal das Licht des Tages oder die Sterne des Himmels über sich.

In Seelenangst, in Furcht um seinen menschlichen Verstand ward er still. Er mußte seine Gedanken ausschließen, seinen Herzschlag anhalten — und still sein. Wenn nicht der Wahnsinn ihn überwältigen sollte. Und er wanderte aus seinem Hause heraus, hinaus unter Menschen, zu seiner Arbeit — wie eine lebende Leiche oder wie ein Nachtwandler, der nicht geweckt werden durfte. Er sah sich selbst handeln, hörte seine eigene Stimme, wie in weiter Ferne, außerhalb seiner stillstehenden Seele sprechen.

Er mußte still sein — und warten. Er hatte in die Schrecken der Verzweiflung hineingeblickt; er wich ihnen aus. In seines Bewußtseins dunkler Verborgenheit wußte er ja, daß Jesus Christus, der barmherzige Erlöser, lebte. Und wenn er nur warten konnte, so würde der Erlöser zu ihm kommen, wenn seine Stunde erst da war. . . .

Nicht bitten, nicht flehen, seinen Namen nicht rufen! Denn der Schrecken lauerte in den Worten, ja, im Gefühl, zwischen den gefalteten Händen. Der Gedanke ward wach gerufen, und der Gedanke war der Sturm, der sich erhob und alles Lebende in seiner Seele zerstörte.

Nicht zu Gott, viel weniger noch zu den Menschen konnte er mit seiner Qual gehen.

Er hatte seine Mutter gesehen . . . sie wandte sich von ihm ab in Scham und Schmerz und erinnerte ihn daran, daß sie so lebendig, so stark und warm in seinen Gedanken gewesen war — kurz bevor er gesündigt hatte!

Er hatte zuzeiten an den guten, alten Bischof gedacht. Aber selbst wenn er sich vor ihm erniedrigte und zum zweiten Male — und zwar jetzt mit dem Sündenfall — seine Erbärmlichkeit bekannte, er fühlte sich nicht zu ihm hingezogen. Der Gott des alten Herrn war doch nicht sein Gott. Und jetzt war keine Hilfe mehr für ihn vorhanden — in einem andern Amt. Jetzt war er in den starken Klauen der Sünde; und sie würde ihn verfolgen, und flöhe er auch bis ans Ende der Welt.

Und Thorborg — ach, Thorborg! Das unglückliche Weib, das er verführt hatte. Er hatte sie herausgerissen aus ihrem mühsam erkämpften Frieden, hinein in den wildesten Wirbel und Rausch der Sinne! Wieder und wieder — und wahnsinnig von neuem!

Hatte sich je ein Mann schwerer versündigt als er gegen sie! Er, der sehr wohl ihre Schwachheit kannte, er, der ihren schönen Sieg kannte! Vorüber sollte er weiter mit ihr reden — als über seine reuige Zerknirschung und seine Bitte um eine Verzeihung, die sie ihm nicht gewähren konnte! Er sah seine böse Tat in ihr wachsen, sich mit entsetzlicher Gewalt gegen ihn erheben. Er hörte sie frei

die vermeessensten Worte reden, die Sünde als Schönheit und Recht preisen, seine Reue verdammen. . . . Ja, sie lehnte sich vor seinen Augen auf als wilde Heidin, die die Gebote des Herrn nicht kannte.

Und dies war sein Werk, das Werk des Pfarrers, des Dieners des Herrn.

Mit ihr reden! Ja, er hatte geredet. In Wahnsinn und Geistesverwirrung hatte er ihre Seele erschreckt. Und sie kam so still zu ihm und sagte, sie wolle von ihm gehen, denn sie sähe, daß sie ihm ein Leid zufügte. So schön und so still hatte sie es zu ihm gesagt — und ihn dadurch tiefer gedemütigt, als sie auch nur ahnen konnte.

Er sollte sie gehen lassen — verführt und geschändet von ihm sollte sie zu den Ihren zurückkehren. Nachdem sie alle ihre guten Werke an ihm geübt hatte, der sie so schlecht dafür lohnte! . . .

Und sein ermatteter, gehefter, gequälter Gedanke stand wieder und wieder still vor dem unumgänglichen Abschluß:

Er mußte Thorborg heiraten.

Es gab keine Grenze für sein Grauen.

Denn er wußte, wenn er Thorborg heiratete — falls nicht der Herr sie vorher durch ein Wunder umwandelte, sie und ihn selber —, da verpflichtete er sich für sein Leben dem Satan, dem übermächtigen Feind seiner Seele und seiner Seligkeit — der Sünde in seinem Fleisch.

Denn das wußte Sören Römer jetzt, er war sein ganzes Leben lang mit gefesselten wilden Tieren in seinen schlummernden Sinnen umhergegangen.

Er wußte das immer klarer mit jedem Mal, das er in den Pfarrhof und zu ihr zurückkehrte — und seine Todesangst und seine Seelenqual in ihren Armen war groß.

An einem Tag im Januar kam er zu ihr in die Wohnstube hinein.

Sie sah müde aus und krank. Aber sie legte ihre Arbeit nieder und lächelte ihm zu. Es war Sonnabend und sie hatte ihn nicht erwartet, da er mit seiner Predigt im Studierzimmer beschäftigt war.

„Bist du fertig?“ fragte sie.

Er antwortete nicht. Er setzte sich ihr gegenüber und sagte schließlich, ohne sie anzusehen:

„Thorborg! Ich habe eben an den Pfarrer in Ryborg geschrieben, ob er kommen und uns trauen will.“

Sie wurde dunkelrot und sah ihn an. Dann barg sie das Gesicht in beiden Händen und flüsterte:

„Nein — nein! Wozu denn das? Wozu denn das?“

Er wandte sich heftig um.

„Wozu —?“

Als er aber sah, daß sie vor Weinen beßte, hielt er inne. Endlich streckte er die Hand über den Tisch aus und sagte freundlich und mit einem Lächeln:

„Thorborg! Willst du denn nicht —?“

Sie nahm die Hände vom Gesicht und sah ihn durch Tränen an:

„Es hat wohl nichts gegeben, was ich lieber gewollt hätte, als deine Frau werden, Sören Römer. Aber jetzt fürchte ich mich. Schließlich —“

„Schließlich?“

„Ja, du hast meinen Mut geknickt — glaube ich. Schließlich. Ich habe solange gehofft und gewartet . . .“

„Worauf hast du gewartet?“

„Daß du Frieden finden würdest.“

Er zog die Hand zurück und entgegnete nichts. Endlich sagte er finster:

„Wir können ja nicht länger so weiter leben, wie wir es tun, ohne zu heiraten.“

„Nein. Das kannst du nicht . . .“

„Und du?“

„Ach ich! Meine Mutter war nicht verheiratet. Ich bin wohl dazu geboren, auch ohnedem zu leben.“

Es war ganz still. Dann sagte der Pfarrer:

„Einmal vor langer Zeit fragtest du mich, wie ich glaubte, daß meine Mutter deine arme Mutter beurteilen würde . . .“

Sie unterbrach ihn heftig:

„Rede nicht mit mir von deiner Mutter! Ich halte es nicht aus — ich ertrage es nicht.“

„Aber Thorborg! Wie manches Mal hast du mir nicht selbst gesagt . . .“

„Ich glaubte, die Sache hätte jetzt ein Ende . . .!“

Sie wandte sich jäh zu ihm um und sagte mit Nachdruck:

„Es ist eine Sünde vor Gott, Abgötterei mit den Toten zu treiben.“

„Mutter lebt —“

„Nein. Sie hat gelebt. Du aber lebst. Es ist dein Leben, das du lebst, über sie hinaus, nach ihr, weiter — dein eigenes, eigenstes Leben. Und sie war sie, du aber bist du!“

„Sollte ich nicht in der Erinnerung an meine Mutter leben, an den reinsten Wegweiser meines Lebens, an das schönste Beispiel . . .“

Thorborg erhob sich. Sie hörte ihn nicht an, stand da und sah vor sich hin und sagte endlich:

„Nicht deine Mutter allein ist tot. Auch noch ein anderer ist tot. Und lebt auch. Und du treibst Abgötterei mit ihm.“

„Ich verstehe nicht, wen du meinst!“

„Jesus Christus.“

„Thorborg!“

„Ja. Wir — du bist nicht in das Leben gesetzt, um gekreuzigt zu werden, zu sterben und dich begraben zu lassen.“

Er erhob sich und drohte ihr mit den beiden erhobenen Händen:

„Halte ein mit den vermessenen Reden! Du verstehst selbst nicht, was du sagst!“

„Ach — wenn du es doch nur einmal verstündest!“ sagte sie schmerzlich und setzte sich wieder in ihren Stuhl zurück.

Sören Römer ging heftig im Zimmer auf und nieder. Endlich setzte er sich. Nachdem er lange geschwiegen hatte, sagte er ruhig:

„Wir müssen doch miteinander reden, Thorborg, es ist doch eine ernste Sache.“

„Liebster, Liebster! Wäre es nicht das Beste, wenn ich von dir ginge? Ich würde dir nie wieder vor die Augen kommen. Und du fändest vielleicht Frieden — mit einer andern.“

„Aber, Thorborg, wie kannst du nur so reden! Du sollst doch ein Kind haben!“

„Ach, wie bereue ich es, daß ich es dir gesagt habe!“

„Du mußt es mir doch sagen.“

„Ja, das meinte ich auch.“

„Und du kannst doch nicht in Schande leben . . .“

„Liebster, wenn du doch nur einmal verstehen könntest! Das Kind — das habe ich doch nur bekommen, weil ich dich geliebt habe! Und glaubst du, daß ich

mich davor schäme, dich geliebt zu haben? Nichts hat mich so stolz und so glücklich gemacht wie das, — ja, es ist für mich das Leben gewesen. Ich habe ein Gefühl, als sei ich durch meine Liebe zu dir ein neuer Mensch geworden.“

„Aber wir müssen doch als Eheleute getraut werden . . .“

„Ich verlange keine Ehe für meine Liebe. Und auch nicht für das Kind. Laß mich gehen. Ich will mein Kind mit Stolz ernähren, und ich will mit ihm leben und es mit Stolz erziehen. Denn es ist ja dein Kind! Du hast es mir ja gegeben! Kann ich etwas Besseres besitzen als ein Kind von dir!“

„Aber Gottes heilige Gesetz! Und das Urteil der Menschen!“

„Aus dem Urteil der Menschen mache ich mir nur wenig. Das pflegt ein schlechtes Urteil zu sein.“

„Aber Gottes Gesetz und Verordnung . . .“

„Gottes Gesetz! Ich bin wohl nicht so bange vor Gott wie du. Wenn ich mit meinem Kinde zu Gott komme und ihm sage, daß ich es von dir bekommen habe, weil du mich so sehr geliebt hast, daß ich ein Kind von dir bekam, — glaubst du, daß Gott dann noch mehr fragen wird?“

„Gott hat die Ehe eingesetzt.“

„Ja. Aber wenn du nun nicht so viel Liebe hast . . .“

„Thorborg! Habe ich keine Liebe?“

Er erhob sich und ging zu ihr hin. Sie lag mit geschlossenen Augen hintenübergelehnt im Stuhl. Er legte sich vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hände.

„Habe ich keine Liebe?“ flüsterte er.

„Ja, ja — ja! Aber — ich bin so bange geworden!“

In einer Mitternachtstunde im Monat März schimmerte gedämpftes Licht durch die Fenster der Maasvärer Kirche.

Der Pfarrer Sören Römer wurde mit Thorborg Steenbuck getraut.

Der Pfarrer aus der Nachbargemeinde — aus Nyborg in Finmarken — war am Mittag nach einer anstrengenden Reise in Maasvär angelangt. Auf Pastor Römers Wunsch wurde die Trauung zu dieser ungewöhnlichen Zeit verrichtet.

Es war niemand in der Kirche außer den beiden Zeugen, nämlich dem Küster und dem Kaufmann Jøfken.

Leer und dunkel lag die Kirche da. Nur auf dem Altar brannten Lichter. Als die Handlung vorüber war, dankte das neuvermählte Paar dem fremden Pfarrer und begab sich nach dem Pfarrhause hinüber.

Der Pfarrer aus Nyborg ging mit Herrn Jøfken, bei dem er übernachten sollte, bis er am nächsten Morgen die Rückreise nach Finmarken antrat.

Und der Küster löschte die Altarlichter aus, schloß die Sakristeithür und ging allein nach Hause in dem stillen, frostklaren Mondschein.

Der Schnee knirschte unter seinen einsamen Schritten.

Langsam und zögernd zog sich der Winter aus dem Lande zurück. Der Nebel hing tief zwischen den Bergen und erfüllte die Luft mit einem eisigen Staubregen. Auf Hügeln und in Tälern lag der Schnee in zähen Klecksen zwischen schwarzen, nassen Steinen oder nassen, sickernden Mooren, in denen das Leben noch nicht erwacht war.

Ohne Glanz oder Freude schlichen die Tage dahin, bis endlich, tief in den Juni hinein, kein Schnee mehr unter den Bergen zu sehen war, und man sagen mußte, daß es jetzt Sommer sei, da ja auch das Birkengestrüpp grün dastand und Gras und Heidekraut sproßten.

Aber der Nebel lag wie ein niedriger Deckel über Meer und Land, und die Tage waren sonnenlos und kalt.

Unter dem Felsabhang dicht hinter dem Küchenausbau am Pfarrhaus zu Maasvär lag noch eine schmutzige, halstarrige Schneewehe, und Peder hackte und schaufelte und fuhr auf der Schubkarre weg; es ging langsam, von einem Tag zum andern, denn der alte Schnee war hart wie Kieselstein. Aber weg mußte er, da er Eiskälte über das Haus verbreitete und auch unter die Fliesen und in den Keller hineinsickerte.

Der Garten vor dem Hause lag zerzaust und unbestellt da, und auch in diesem Jahre hatte niemand daran gedacht, das Gitter zu malen. Die Ebereschen waren noch weit zurück und die Blätter waren klein; der Star baute ja schließlich sein Nest, aber ohne Fröhlichkeit und den gewohnten Spektakel. Auch auf der Treppe saß niemand in Heiterkeit und Traulichkeit. Ja, es war nur selten ein Mensch auf dem Wege zum Pfarrhaus hinauf zu sehen. Verlassen und abgeschlossen lag das unter seinem Rasendach, das in diesem Jahr gar nicht recht grün werden oder blühen wollte wie sonst.

Ende Juni kam die Pfarrersfrau nieder.

Diese oder jene Frau aus der Umgegend kam, erkundigte sich nach dem Befinden und begrüßte Mutter und Kind. Von Madame Fossens kam Essen für die Wöchnerin; sie selbst kam nicht.

Sonst war es still und leer im Pfarrhause wie vorher.

Als sich dann in der Ferienzeit das Handelshaus auf Maasvär mit den gewohnten Gästen füllte, übte das Pfarrhaus nicht mehr die Anziehungskraft wie einstmals auf sie aus. Man kam wohl und sagte Guten Tag und gratulierte. Aber das war auch alles. Es war auch draußen noch immer so kalt und so trübe, daß man sich am liebsten innerhalb der vier Wände, in Madame Fossens warmen Zimmern, aufhielt. — — —

Von der Pfarrersfrau selbst sah man nichts. Nachdem sie wieder außer Bette war, konnte man sie wohl hin und wieder einmal im Garten oder in der Nähe des Hauses sehen, aber unter Menschen kam sie nicht.

Auch der Pfarrer hielt sich zu Hause, soviel er konnte. Er ließ es bei seinen pflichtschuldigen Reisen nach den Filialgemeinden bewenden. Die Andachten und Schulinspektionen hatten ein Ende. Wer etwas von ihm wollte, mußte sich nach dem Pfarrhaus auf Maasvär bemühen oder ihn nach dem Gottesdienst auffuchen. Er ging nicht wie früher an Land und kehrte ein, wo er vorüberfuhr und wo er wußte oder glaubte, daß jemand Trost oder Freude von seinem Besuch haben könne.

Er strich mit seinem Boot am Ufer und am Strande entlang, hastig und ohne sich umzusehen, wie jemand, der die Leute scheute oder sich schämte. Die Geschäfte nach dem Gottesdienst erledigte er so schnell und so kurz wie nur möglich — und fuhr dann denselben Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Thorborg saß mit ihrem Kinde da und sah ihn an.

Sie sah, daß er unter der Schande litt. Das Kind, das drei Monate nach ihrer Trauung in der Kirche geboren war, sah er kaum an. Scheu und still hielt er sich dem Kinde und ihr fern in seinem Studierzimmer.

Sie sah, daß er unter der Stille im Pfarrhause litt, darunter, daß niemand dorthin kam, daß es gewissermaßen von allen Leuten in Acht und Bann getan war und einsam auf dem Hügel dastand.

Sie wußte, daß er schmachbeladen unter den Menschen in der Gemeinde herumhockte, daß ihre stumme Zurückhaltung ihn quälte . . .

Und in ihrer Einsamkeit fühlte sie eine tiefe Furcht in ihrer Seele aufsteigen. War er denn nicht der Mann, für den sie ihn gehalten hatte? War er nicht im Grunde seines Wesens von der großen, ernsten und starken Art, die sich doch schließlich, im Bunde mit dem ewigen Gott, hoch über die niedrigen und kleinlichen Dinge dieser Welt erhoben?

Sie hatte gewartet — und gewartet.

Zuerst die Trauung. Vielleicht war das die Schwelle, die er überschreiten mußte, um ganz frei und ruhig er selbst zu werden. . . .

In stummer Enttäuschung hatte sie sich seinem Willen gebeugt und die Trauung in der Nacht vor sich gehen lassen, wo niemand ihren Zustand sah, dessen er sich schämte.

Dann das Kind. Ach, wenn das erst kam — !

Und es kam.

Sie wartete und wartete. Woche auf Woche. Dann fragte sie ihn eines Tages — mit zitternder Stimme, ob er nicht daran gedacht habe, daß das Kind getauft werden müsse?

„Ja — ja, Thorborg, natürlich —“

„Du meinst vielleicht, daß wir auch die Kindtaufe — in der Nacht abhalten sollen?“

„Nein, nein . . .“

Sie wartete und wartete. Und ihre Angst nahm zu. Hatte sie sich in ihm geirrt?

Oder — war etwas in seinem Innern geknickt? — — —

Sie dankte ihm warm, als er eines Tages im August kam und ihr sagte, daß er das Kind zur Taufe am nächsten Sonntag in der Kirche eingetragen habe.

Und der Sonntag kam als der erste strahlende Vollsommertag. Die Sonne fengte und die Bucht lag warm und blau zwischen dem Strande und den grünen Birkenhängen am gegenüberliegenden Ufer. In Familiengruppen kam die Eidergans aus allen kleinen Buchten und Einschnitten zum Vorschein, der Aheflisch sprang und die Möwen flogen weiß und geräuschlos.

Die Glocke tönte vom Kirchturm herab, so weit ihr Klang reichte, in den stillen, lauschenden Morgen hinein, und ein Boot nach dem andern mit Kirchgängern glitt um die Fischerspike und die Landzunge herum.

Und den Hügel hinauf kamen die Kirchgänger, langsam und in ihren besten Kleidern, begrüßten einander und priesen das schöne Sommerwetter.

Aus dem Handelshause kam die ganze Familie Fosken mit Gästen. Es war eine ganze Schar, hauptsächlich Frauen.

Herr Fosken sollte zusammen mit dem jungen Anton Zuhl aus Kjelnäs Gebatter stehen. Anton Zuhl war am Tage vorher gekommen und wohnte bei Foskens. Die beiden Männer waren im Pfarrhaus gewesen, und am Nachmittag hatten sie sich einschreiben lassen. Wer die weiblichen Paten waren, hatten sie nicht erfahren können.

(Fortsetzung folgt.)

